

"Geist aus dem Osten" in Die Zeit (11. Januar 2007)

Quelle: Die Zeit. 11.01.2007. Hamburg.

Urheberrecht: (c) Die Zeit

URL: [http://www.cvce.eu/obj/"geist_aus_dem_osten"_in_die_zeit_11_januar_2007-de-a7312ec3-f008-40d7-99eb-7c47ac7b8268.html](http://www.cvce.eu/obj/)

Publication date: 19/09/2012

Geist aus dem Osten

Mit dem EU-Beitritt Rumäniens und Bulgariens hat Europas Wissenschaft Zuwachs bekommen - nicht an Reichtum, aber an Ideen

VON BURKHARD STRASSMANN

Auf in den Wilden Osten! Man hat ja so einiges gehört. Es soll dort rau zugehen und sogar kriminell. Eventuell Bären! Man braucht dicke Jacken und Schutzimpfungen. Das Geld heißt Lew und Leu. In dem einen Land schreibt man kyrillische Buchstaben und schüttelt den Kopf, wenn man ja meint. In dem anderen bestehen die Straßen aus Löchern. Dreizehn Journalisten aus Deutschland, tätig für Presse und Funk, sind auf Expedition. Gesucht: Wissenschaftler. Großwild, scheu. Wir wollen sie in ihren Instituten und Labors aufsuchen. Fragen stellen. Hinhören.

Und Augen offenhalten. Wenn unsereiner an Spitzenforschung denkt, schaut er in Richtung USA. Vielleicht noch nach Westeuropa. Nach Asien. Allenfalls nach Russland. Selten wird er an die anderen osteuropäischen Länder denken. Und nie, niemals an Bulgarien oder Rumänien, an die beiden Länder, die seit dem 1. Januar 2007 zur EU gehören. Das gefällt der Robert Bosch Stiftung nicht, die regelmäßig Journalisten in die Fremde schickt, um deren »Bück auf Wissenschaft und Forschung im europäischen Ausland, besonders in den neuen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union zu weiten«. Darum die Reise.

Sofia. Ein kalter Tag. Schnee liegt auf den Autos. Auf den Luxuskarossen, die vor unserem Hotel parken. Das Sheraton Sofia Balkan, das sich selbst »Oase des Luxus, des raffinierten Service« nennt, »umzingelt von Staatsgebäuden, Ministerien, Business- und Kulturestablishment - das pulsierende Herz der Stadt«. Das Zimmer kostet in der Nacht, was ein bulgarischer Lehrer im Monat hat - rund 200 Euro. Mit dem Reisebus geht es los, die historische und mehr noch historisierende City ist schick und aufgemöbelt, elegante Cafés voller Nichtsnutze, frisch getünchte Gotteshäuser. Und vor allem eins: Autos. Unmengen von Autos, die der Hauptstadt neuerdings und zuverlässig ein grandioses Verkehrschaos bescheren. Erste Erfahrung mit, wie wir sehen werden, genereller Gültigkeit: Man verspätet sich. Immer. Erheblich. Und niemand findet das erwähnenswert.

Ausfallstraße, Plattenbauten an der Peripherie. Auftritt Westjournalisten in Mannschaftsstärke im Institut für Polymere. Das Institut ist eine Forschungseinrichtung der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Forschung passiert hierzulande nicht an den Hochschulen oder in unabhängigen Instituten, sondern fast ausschließlich bei der alten Tante Akademie.

Pressekonferenz mit Power-Point, Westgebäck und Nescafé

Ein leicht angestoßener Zweckbau im Stil einer Gewerbeschule der Sechziger. Ein kleiner Seminarraum. Pressekonferenz-Feeling mit Westgebäck und Nescafé. Vis-à-vis Ivan Schopov, Ex-Institutschef, dann der jetzige Institutsleiter Kolio Troev, daneben verdiente Mitarbeiter, meist im oder nahe am Pensionsalter. Das Prozedere ist auf Weltniveau. Wir erleben eine PowerPoint-Presentation.

Geschichte, Titel, Mitarbeiter. Sechs Professoren, elf Assistenten. 40 bis 45 Papers im Jahr. Partner: zum Beispiel Max-Planck-Institut für Polymerforschung, Mainz. Durch die Beziehungen ist auch die Auswahl der Bosch-Leute zustande gekommen. Sie haben deutsche Wissenschaftler danach gefragt, wo in Rumänien und Bulgarien die Exzellenz sitzt. Bei den Partnern.

Und jetzt kommen die Charts mit den Spitzenleistungen. Polymeric Prodrugs - in Kunststoffe eingebaute Medikamente, die weniger toxisch wirken und geringere Nebenwirkungen haben, weil sie den Wirkstoff langsamer abgeben. Und funktionale Polymere wie die Membranen für Brennstoffzellen, ein Patent auf eine besonders hitzebeständige Membran. »Autobrane« heißt das europäische Projekt, DaimlerChrysler ist im Boot. Vortrag zu Ende, Diskussion.

Jammern, Heulen, Zähneklappern. Die zweite Beobachtung, die sich binnen einer Woche in zehn

wissenschaftlichen Einrichtungen fast überall bestätigen wird: Jede Institutspräsentation folgt einer depressiven Dramaturgie. Zuerst der schöne Schein, dann der Katzenjammer. Wenn auch in Westlabors gern geklagt und geseufzt wird — hier wird geweint. Der Staat stellt bloß die dürftigen Immobilien und die mehr als dürftigen Gehälter des Instituts. Der Rest: Drittmittel, in nicht nennenswerter Höhe. Es fehlt an allem. Wenn der bulgarische Forscher ein neues, vielversprechendes Polymer angerührt hat, muss er es einpacken und zur TU nach München schicken.

Nette Kollegen dort haben das Equipment, die Eigenschaften des Stoffes zu untersuchen, was Schickes wie ein NMR-Resonanzspektrometer zum Beispiel. So arbeiten zu müssen ist erniedrigend - und langwierig. Wenn man dann noch weiß, dass gute Forscher 500 bis höchstens 1000 Euro im Monat haben - dann verwundert nicht, dass sich die besten Köpfe absetzen. Selbst im Englischen eher schwachen Wissenschaftlern kommt dieser Begriff mit Routine über die Lippen: Braindrain. Der Abfluss der Gehirne gen Westen, vornehmlich Deutschland und die USA. Seit zehn Jahren verliert Bulgarien jedes Jahr eine Kleinstadt voller junger Hoffnungsträger. »Eine Million hervorragend ausgebildeter Bulgaren ist in den letzten 15 Jahren aus dem Land gegangen«, kalkuliert Christo Tsvetanov, Spezialist für wasserlösliche und intelligente Polymere. Bei 7,7 Millionen Einwohnern ein gewaltiger Aderlass. Unter den Flüchtigen ist Tsvetanovs Tochter, und der Vater knurrt böse Worte, wenn er das Land erwähnt, das auch sie verführte, die USA.

Was da lockt, spüren wir spätestens bei Teil drei der Präsentation, dem Laborrundgang. Die Mitarbeiter des Instituts sitzen an 25 Jahre alten Geräten und reiben sich die Hände. Es ist kalt. Nur im Zimmer des Chefs pustet ein Elektroquirl. Die Energiekosten für eine kleine Wohnung fressen im Winter eine komplette Rente auf. An Equipment mangelt es überall. Ein Polymerbackofen für 20 000 Euro, unerschwinglich. Manches findet sich beim Sperrmüll und wird zurechtgebastelt. Und der »Reinraum« ist ein Zimmer mit Tür, die meistens geschlossen ist. Lediglich ein blitzneues Rheometer, ein Messgerät zur Ermittlung des Verformungs- und Fließverhaltens von Stoffen, wirkt zeitgemäß. Eine milde Gabe der Alexander von Humboldt-Stiftung in Düsseldorf.

Die jungen Leute fliehen vor der Perspektivlosigkeit ins Ausland

Am Ende schämen wir uns fast, als Gastgeschenk Wein aus Bosch-Land zu überreichen. Eine Schlagbohrmaschine wäre eher angebracht gewesen. Unser Tross verlässt das Institut mit einem Gefühl, das uns auch später immer wieder überkommt. Niedergeschlagenheit, gemischt mit Sympathie und Hochachtung für die Wackeren, die es unter solchen Umständen schaffen, auf internationalem Niveau zu forschen. »Alles, was wir haben, ist unser Kopf«, hatte Christo Tsvetanov gesagt. Und eine Vision: »An EU-Projekte rankommen.« Das Einzige, worauf Tsvetanov wirklich setzt, ist das 7. Rahmenprogramm der EU (2007 bis 2013) mit seinen für bulgarische Verhältnisse paradiesisch vollen Töpfen.

Immerhin gibt es bei den Kunststoffforschern zumindest noch zarte Kontakte zum großen Geld. Projekte mit DaimlerChrysler oder Sony oder Union Carbide. Wer das wirkliche Elend sucht, muss sich außerhalb der Ingenieur- und Naturwissenschaften umtun. Centre for Population Studies, eine vier Jahre alte Einrichtung zur »theoretischen und angewandten Bevölkerungsforschung«. Dreißig Mitarbeiter. Ein Flur in einer Art Mietblock. Winzige Bibliothek, vergleichsweise üppig dimensionierte, schwer vergitterte Institutskasse. Presseleute sah man hier noch nie, Platz gibt es nicht, man trifft sich in einem Raum der mathematischen Fakultät. Interessante Themen reißt die PowerPoint-Presentation an: Reproduktionsverhalten, sexuelle Kultur der Jugend, Überalterung, Migration. Dann, auf Nachfrage: nur schweres Seufzen. Die bulgarische Gesellschaft ist die siebtälteste der Welt, die Geburtenrate zählt zu den niedrigsten, erster Platz in Europa bei der Frühgeburtenrate. Die jungen Leute fliehen vor der Perspektivlosigkeit ins Ausland oder ziehen wenigstens in die Städte. Ein Effekt ist stets gewiss: Kinder bleiben aus. Es ist ein Elend!

Die bulgarische Bevölkerung zu erforschen scheint keinen Spaß zu machen. Wo man hinschaut, Niederschmetterndes: 41 Prozent der Frauen gaben nach der Wende an, bei Schwangerschaft abtreiben zu wollen. Die Botschaft: Bis zur Wende waren Leben und Forschen viel besser. Dass am Desaster einzig das Kapital schuld ist, will die Vizechefin des Instituts, Genoveva Mihova, Schwerpunkt Arbeit und Frauen, aber lieber nicht unterschreiben.

Mihova verbindet Forschung und Politik aufs Innigste. Mit acht ihrer Kollegen berät sie die Minister des Landes, verfasst Studien für sie. Politikberatung als angewandte Demografie. Darum muss man unter der »Erforschung des Sexualverhaltens Jugendlicher« die Klage über Frühschwangerschaften bei Roma und Türken verstehen. Sowie Vorschläge an den Ministerrat zur »Optimierung der Geburtenplanung« bei den wenig beliebten ethnischen Minderheiten. Immerhin bleibt man so auch unter den Bedingungen der Geldnot von einer gewissen Bedeutung. Auf die Frage, wie der Migrationsforscher Donyo Donev, der sechs Jahre lang in Berlin studiert hat, ganz praktisch forscht, woran er sitzt, sagt er: »Ich lese.« Alles andere, Befragungen, statistische Erhebungen und Auswertungen, ist nicht finanzierbar.

Bei den Forschungsausgaben hat Rumänien Deutschland fast eingeholt

Fünfzehn Jahre Depression: die blutige (Rumänien) und die unblutige Wende (Bulgarien) brachten für die Wissenschaft in beiden Ländern den Absturz ins Bodenlose. Zeitweise betrug die Ausgaben für Forschung und Entwicklung in beiden Ländern nur noch 0,16 beziehungsweise 0,18 Prozent vom Bruttoinlandsprodukt. Nirgendwo in Europa ist diese Kennziffer für die Innovationskraft eines Landes niedriger. Und auf einmal hört man mit Erstaunen, dass Rumänien 2005 mit 0,7 Prozent fast das reiche Deutschland eingeholt hat. Was ist da los?

Bukarest im Dezember, nasskalt. Der Eindruck im direkten Vergleich mit Sofia überwältigt. Eine richtige Metropole. Gewaltiges klassizistisches Geklotze neben kommunistischem und entsprechend bröckelndem Größenwahn, angegammelte Häuschen und hochfahrende topmoderne Tower. Auch die Schneisen, die der durchgeknallte Diktator Ceausescu in die historischen Stadtteile schlagen ließ, verfehlen keineswegs ihre Wirkung: Diese Stadt ist ein Hammer.

Endlose Staus auch hier. Bürgersteige sind kollektiv und formlos von den Autofahrern in Parkplätze umgewandelt worden. Tatsächlich bekommen Hinz und Kunz einen Kredit zum Autokauf (als nicht kreditwürdig gelten wissenschaftliche Institute). Mit der üblichen Verspätung erreichen wir das International Centre of Biodynamics (ICB). Und erleben einen Zeitsprung. Die sind ja wie wir!

Einrichtung und Equipment Weststandard, moderne Labors, junge Wissenschaftler. Chef Eugen Gheorghiu birst vor Selbstbewusstsein. Bestes Englisch, er spricht frei und macht Witze. Vor Journalisten hat er keine Angst, von der Notwendigkeit von »Visibility« und PR-Arbeit muss ihn niemand überzeugen. Man entwickelt Biosensoren zur Trinkwasser- und Nahrungsmittelkontrolle und für medizinische Zwecke, hat Veröffentlichungen, Patente und internationale Projekte. Warum funktioniert hier am Botanischen Garten, unweit des monströsen Ceausescu-Palastes (zweitgrößte Immobilie der Welt, heute Parlamentsgebäude), was sonst fast nirgends klappt?

Sicher, das ICB ist seit 2000 ein Unesco-Institut. Das brachte zwar kein Geld, hat Gheorghiu und seine Mitarbeiter aber mit einem Schlag in die Familie der biophysikalischen Weltelite katapultiert. Der Chef und seine Crew sind außerordentlich mobil und nutzen jede Chance auf Auslandsaufenthalte. Er hatte Erfolg mit EU-Projekten, und seine Forschungen sind marktnah. Doch wenn nicht alles täuscht, ist darüber hinaus auch das Klima für Forscher in Rumänien besser als im Nachbarland.

Ein erfolgreicher Wissenschaftler verdient soviel wie sieben Lehrer

»Seit drei Jahren ...« - mit dieser Formel beginnen rumänische Wissenschaftler, wenn sie erklären wollen, dass es bergauf geht. Die Regierung des Traian Basescu, die 2004 antrat, legte ein hohes Reformtempo vor, auch in der Forschungspolitik. 2006 wurde das Budget für Forschung und Entwicklung um 82 Prozent aufgestockt. 2007 sollen nochmals 50 Prozent dazukommen. Die Stimmung steigt. So greift heute selbst in rumänischen Instituten, die noch darben und alt aussehen, vorsichtiger Optimismus um sich. Zwar wird ein Wissenschaftler von der Allgemeinheit noch als Hungerleider verachtet; doch wer tüchtig ist, international arbeitet und Projekte an Land zieht, verdient bereits 1500 Euro. So viel wie sieben Lehrer.

Bei uns Journalisten bleibt, als wir das formidable ICB verlassen, besonders ein Eindruck haften: Hier wird

nicht gejamert. Kaum Seufzen, wenig Anklagendes, keine Schwermut — irgendwie unbalkanisch geht es in diesem Haus zu. Und vielleicht hilft das ja.

Darum soll dieser Reisebericht auch mit einer lichten Geschichte enden. Nur ein einziges Mal wurde es während der Bosch-Reise lustig. Das war an der bulgarischen St.-Kliment-Ohridski-Universität, am Institut für deutsches und europäisches Recht, gegründet 1991 gemeinsam mit der Uni Hamburg.

Das Meeting findet in einem Übungsgerichtssaal statt. Locker parliert man über die Chancen von Kennern deutschen und europäischen Rechts im EU-Land Bulgarien, die auch noch des Deutschen mächtig sind.

Warum sind die Leute hier, all diese vielen Juristen, nur so entspannt? Ganz einfach: Erstens braucht der aufblühende Kapitalismus mit seiner globalen Geschäftigkeit zunächst mal eine ganz bestimmte Sorte von Gelehrten: Rechtsanwälte. Als nach der Wende im Lande die Wissenschaften zu darben begannen, schossen gleichzeitig und pilzgleich neue juristische Fakultäten überall aus dem Boden. Die Berufsaussichten sind gut, besonders wenn der Klient in Euro honoriert.

Und zweitens: Die Ausbildung ist billig. Juristen brauchen einen Raum und Bücher. Und ihren Kopf. Und ein Mundwerk. Das kriegt man selbst in Bulgarien hin.